

Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich einschließlich der Beilagen in Beuthen D.S. und bei allen Postanstalten des Inlandes 2 Mark.
Fernruf Nr. 56.



Erscheint täglich mit Ausnahme der Tage nach Sonn- und Feiertagen.
Anzeigengebühr:
für die einspaltige Beizzeile oder deren Raum 20 Hg.
Reklamen 75 Hg.

Oberschlesische Zeitung.

Nr. 243.

Beuthen OS., Dienstag, den 20. Oktober 1908.

IV. Jahrgang.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Bruno Grabinski in Schomburg; für den Anzeigenteil: Arthur Hunold in Beuthen OS. — Rotationsdruck und Verlag: Oberschlesische Zeitung, G. m. b. H., Beuthen OS., Vikarierstraße Nr. 13.

Die heutige Nummer umfasst 8 Seiten.

br. Trennung von Staat und Kirche.

Der neue Rektor der Berliner Universität Professor Kahl hielt am Donnerstag aus Anlaß seines Amtsantritts eine hochbedeutende Rede über die wichtigste kirchenpolitische Sorge der Gegenwart, über die Frage, ob nicht durch die Trennung von Staat und Kirche eine Lösung der zwischen diesen Gewalten vorhandenen Spannungen zu erreichen und künftigen vorzubeugen sei. Zunächst verurteilte der bekannte Kirchenrechtler eine nähere Bestimmung der gegenwärtigen Aufgabe, die durch die Formel „Trennung von Staat und Kirche“ kurz bezeichnet wird.

Was man so Trennung nennt, ist nicht ein absolutes kirchenpolitisches System, sondern nur ein relativ durchführbarer Auseinanderstellungsprozeß auf dem Boden der allgemeinen Grundverhältnisse der Verchiedenheit von Staat und Kirche im Gegensatz zu deren Einheit. Die Durchführung selbst ist daher überall eine Frage von Art und Maß. Die Bedingungen dieser Art- und Maßbestimmung aber sind nicht allgemeiner Natur oder Gültigkeit, sondern allein aus der Eigenart konkreter Staats- und Kirchenwesen zu gewinnen.

Daraus folgt einmal, daß ein allgemein anerkannter Normbegriff der Trennung von Staat und Kirche nicht bestehen kann, des weiteren aber auch, daß nirgends und nie Trennung absolute Zusammenhänglosigkeit bedeuten kann. Man muß Prof. Kahl unbedingt zugeben, daß es ein vollständig durchgeführtes System völliger Trennung von Staat und Kirche in keinem Kulturstaate der Welt mit christlicher Gesellschaftsverfassung gibt. Als Beispiele von Staatswesen, in denen die Trennung von Staat und Kirche besteht, werden gewöhnlich genannt die nordamerikanische Union und Frankreich. Es ist bekannt, daß bei der Trennungsform, die in Nordamerika besteht, sowohl die Interessen des Staates als auch die der Kirche verhältnismäßig gut gewahrt sind, während in Frankreich die Kirche vom Staat gehindert ist. Geradezu vernichtend ist das Urteil, das Prof. Kahl über die französische Gewaltpolitik fällt. Er nennt die Trennung von Staat und Kirche in Frankreich einen „politischen Akt mit unverkennbarer Richtung gegen den Katholizismus in dem Staatsleben...“ Im ganzen bleibt der Eindruck zurück: der französische Staat habe im Geleze vom 9. Dezember 1905 sich von der Kirche, nicht aber die Kirche von sich getrennt. „Die für uns wichtigste Frage ist die, ob und wie für Deutschland die Trennung von Staat und Kirche zu erwarten bzw. zu erstreben sei. Prof. Kahl äußert sich darüber:

Entstände ein deutsches Trennungsproblem, so gälte es, auch diejenigen Beziehungen in ihrer Gesamtheit zu lösen, in welchen nach dem herrschenden System der Kirchenhoheit unsere Staaten und Kirchen noch gegenwärtig verbunden sind. Wir sehen uns vor folgende konkrete Entschlüsse gestellt: Soll verzichtet werden auf gesetzliche und administrative Staatsaufsicht über kirchliche Amtswesen, Strafrecht und Jugendamt, Vermögensverwaltung, geistliche Obhut, die Ordnung religiöser Kindererziehung, die Voraussetzungen bürgerlich gültigen Konfessionswechsels und Austritts aus der Kirche? Ist die Anerkennung der Kirchen als öffentlicher Korporationen zurückzuziehen, das Kultusbudget zu streichen, die Religion als Privatangelegenheit zu behandeln und in allen ihren Einwirkungen auf das öffentliche Leben zu tilgen: in Sonntagsruhe, Gewerbebetrieb, Militärkirchenwesen und staatlicher Gefangenenerziehung? Ist jeder spezifische Strafschutz preiszugeben? Ist der Zusammenhang von Kirche und Schule bis zur Streichung des Religionsunterrichts zu lösen? Sind die theologischen Fakultäten aufzuheben? Ist die Befestigung des laienbesessenen Kirchenregiments über die evangelischen Kirchen herbeizuführen? Eine Welt von Fragen. Hinter jeder lauern andere. Man gewinne die Freubigkeit, sie ausnahmslos zu bejahen, dann hat man in Wahrheit Trennung von Staat und Kirche. Will man nur teilweise bejahen, dann rede man nicht von Trennung.

In der Tat, nur dann würde die Trennung die Freiheit bringen. Eine solche Trennung, die der katholischen Kirche Deutschlands die bestersehene Freiheit bringen würde, würde die Mehrzahl der deutschen Katholiken gewiß freudig begrüßen. Besteht aber Aussicht, daß wir diese Freiheit jemals erlangen werden? Darauf muß leider mit einem klaren Nein geantwortet werden. Prof. Kahl ist ehrlich genug zu erklären, daß er alle die genannten Fragen rundweg verneine. Man fragt sich, woher diese auf den ersten Blick wohl befremdliche Entscheidung? Man kann umso mehr seine Motive erkennen, wenn man die Gründe anführt, die er gegen die Befestigung der theologischen Fakultäten anführt:

Der Staat hat ein Lebensinteresse daran, den deutschen katholischen Klerus in der nationalen Kulturgemeinschaft der Universitäten erziehen und erhalten zu lassen. Der Staat hat aber weiter ein Lebensinteresse an der Erhaltung der ihm anvertrauten Grundkräfte der deutschen Reformation, deren vornehmsten eine sich in den evangelischen Fakultäten, so wie sie sind, verortet.

Diese „nationalitätliche Pflicht“ des deutschen Staates, wie Prof. Kahl sich ausdrückt, beleuchtet in schärfster Weise die neueste Nummer der „Deutschn-Engelischen Kor.“, die selbstverständlich ebenfalls über die Frage der Trennung von Staat und Kirche Betrachtungen anstellt. Mit gehobener Offenheit und Frechheit schreibt sie:

Keine Betrachtung, mag sie anfangen und enden wie sie will, kommt an den entscheidenden Punkt vorbei: Deutschland ist das Land der Reformation. Mag man den „konfessionellen Zwiespalt“ beklagen, den sie hinterließ — vielleicht gehört dieser Zwiespalt zu den Ursachen, die das deutsche Volk in geistiger Beziehung so frisch erhalten haben! Der Unterschied ist aber der, daß der Katholizismus mit dem Schwerkampf der historischen Tradition in die Neuzeit hineingegangen ist und überall das Nützlichkeits seiner internationalen politischen Organisation mit sich trägt, während der Protestantismus, eben weil er auf deutschem Boden für die Freiheit der geistigen Bewegung kämpfte, nicht dazu kam, eine geschlossene internationale politische Macht zu bilden. Er mußte sich mit nationalem Geiste nähren. Das heißt nicht den deutschen Katholiken den nationalen Sinn absprechen — um das internationale Kom handelt es sich. Nun liegt es auf der Hand, daß eine allgemeine Trennung von Staat und Kirche auf das kirchliche Wesen des Protestantismus ganz anders zurückwirken müßte als auf den Katholizismus — in Deutschland! Eine Trennung von Staat und Kirche würde auf nichts anderes hinauskommen als auf eine Entfesselung der ultramontanen Kriegsmacht; die sich aber nicht, wie in dem konfessionell einheitlichen Frankreich, bloß gegen eine „gottlose Regierung“, sondern vor allem gegen den Protestantismus, den „Trauersack aller Völker“ richten würde. Bei dem ersten Streitfall würde der Staat von bekränkten Bürgern um Schutz angehen werden. Was dann? Die Theorie der Nichtmischung wäre in diesem Augenblick ein Stück Papier im Sturm. Ganz genau so wie vor 37 Jahren würde sich der Staat zur Notwehr, zu einer scharfen Gesetzgebung gedrängt sehen. Das heißt, wir würden wieder mitten im Kulturkampf, den doch die Verehrer des Schlagwortes der Trennung von Staat und Kirche beabsichtigen. Ein Kulturkampf auf deutschem Boden ist aber etwas anderes als das, was man in Frankreich so zu nennen beliebt. Mit dem kirchlichen Fanatismus konnte Frankreich, wo das Schicksal des konfessionellen Hofes steht, zur Not fertig werden. Bei uns würde der religiöse Fanatismus auslobern und viel nationales Gut verzehren.

Und die „Nationalzeit.“ bemerkt zu diesen Auslassungen (in Nr. 495) bezeichnenderweise:

Wir wollen nicht jedes Wort unterschreiben, indessen verdient der Artikel, zumal in liberalen Kreisen, ernste Beachtung. Ja, wir dürfen niemals vergessen, daß Deutschland die Heimat der Reformation ist. Nur, wo ein Kämpfer lebte, konnten ein Kant, Lessing, Schiller und Goethe nachfolgen.

Dies wird offen zugegeben, was Prof. Kahl weiß zu verschweigen sich bemüht: Die Protestanten stimmen sich gegen die Trennung von Staat und Kirche, weil sie der katholischen Kirche die Freiheit nicht geben wollen. Furcht vor der moralischen Macht des Ka-

Im Klosterhof.

Roman von B. v. d. Sanden.

16) (Nachdruck verboten.)
„Mache meinen Armand glücklich, Junge, und sei ihm die treue, feste Stütze, die er bei seinem weichen Herzen so sehr bedarf.“
Anna stand seitwärts. Als ihre Mutter das Zimmer verließ, trat sie an Junge heran, und ihre Hand nehmend, sagte sie:
„Mach Dir doch nicht so viel Gedanken darüber, Junge, was Du alles an Dank schuldig bist. Ich liebe meinen Bruder, aber ich kenne ihn sehr genau. Du wirst es nicht leicht um ihn haben.“
Das Diner ist vorüber, das Brautpaar ist angefeiert, angepöbel, überall stehen jetzt plaudernde, scherzende Gruppen zusammen, während die Diener den Mokka herumreichen. Armand ist strahlend, die Verkürzung des Fußes ist nicht gar so schlimm, wie man anfangs gefürchtet, wenn auch immerhin bemerkbar, aber Junge, gut und Hug und liebevoll, hatte es verstanden, ihn mit diesen nun einmal unänderlichen Lasten allmählich auszuwöhnen, und so schreibt er, seine schöne Braut am Arme, von einer Gruppe zur andern. Er ist stolz auf Junge, und die Bewunderung, die ihr von allen Seiten zuteil wird, schmückt seine Eitelkeit. Frau von Ferni wird nicht müde, immer wieder die Vorzüge ihrer Schwiegermutter zu rühmen, und nur Anna ist stiller als sonst. Ihre großen, Augen Augen schweifen jetzt, während sie ziemlich unbeachtet am Ende der Terrasse steht, mit einem Blick tiefer Sehnsucht in die Ferne, als juche sie dort ein schönes, unerreichbares Glück. Anna von Ferni trug die kostbarste Toilette, die seltensten Steine. Die Blicke der Frauen folgten ihr oft mit stillem Neid und sie schälte

sich ärmer als alle. Die feinen, überschultrten Hände mit den funkelnden Ringen auf die Vollrunde gestützt, den schmalen Kopf zur Seite gewendet, so träumte sie in den Sommerabend hinaus.

„Guten Tag, Anna.“
Ein warmer Hauch streifte ihre Wange, eine tiefe, volle Stimme tönte an ihr Ohr. Ein heimlicher Schauer rieselt bei dem Klang dieser Stimme durch ihre Glieder, sie wendet sich um. Vor ihr steht Graf Caillein.

„Markus.“ flüstert sie, „Markus — woher kommst Du?“
Er lacht. „Direkt von Hamburg, und wie mir Köpfe sagt, gerade zu Armands Verlobung. Die Anzeige erhielt ich am Tage meiner Abreise von Newyork und wollte meinen Glückwunsch nun selbst darbringen. Du siehst, ich habe mich gleich festlich umgelleidet, habe Tante Marianne schon gratuliert, tue das gleiche bei Dir, der glücklichen Schwelster und Schwägerin, und habe nun Zeit, mit die Verlobten von hier aus anzusehen. Wo sind sie denn?“

„Dort das junge Mädchen neben der Baronin Thiel, das ist Junge. Ein liebes, prächtiges Geschöpf. Siehst Du sie denn nicht, Markus?“
„Dort!“

„Ja, freilich, ich sehe sie. Diese ist es, diese?“
Markus Cailleins Augen richteten sich auf Junge; Stauen, Erstickeden und noch etwas anderes, glommt plötzlich darin auf. Dies Gesicht kannte er, diese vornehme Gestalt, die eleganten Bewegungen, diese langbeinigen Augen, o — er kannte das alles — er hatte dieses Mädchen gesehen. Nur für wenige, flüchtige Minuten war sie aus der bunten Menge des Großstädtelens vor ihm aufgetaucht, kurz und flüchtig war ihr Blick dem seinen begegnet, und er hatte sie nicht wieder vergessen. Wie wenig er sie vergessen, das fühlte er erst in dieser Stunde. Bisher, vieler Andenken, die Hand in Hand mit ihm ein Stück Weges gewandert — ist verblaßt, diese eine, mit der er kein Wort

und nur einen Blick gewechselt, sie ist ihm unvergeßlich geblieben.

Ueber der Terrasse schwebt der rote Abendglanz der scheidenden Sonne, und in diesem Glanz stand Junge in ihrem weißen Kleid, die entblößten Schultern nur mit einem leichten Florenzwand umhüllt; der purpurgoldige Schimmer überflutete sie mit magischem Zauber. Caillein starrte hinüber, gebendet, überwältigt — dann senkte er leicht das Haupt und schloß die Augen, als müßte er dies Bild, unbeeinträchtigt durch äußere Eindrücke in seiner Seele festhalten für immer — und als er die Augen wieder hob und sie wieder auf Junge richtete, da lag etwas Herrschergeleches, etwas Zwingendes in ihrem Ausdrck, das über die Entfernung hinweg das Mädchen zu berühren schien. Es ging ein leises, unruhiges Zucken durch ihre Gestalt, sie bewegte ein paar Mal den feinen Kopf und wandte ihm dann Markus zu. Ihre und seine Blicke begegneten sich, und er hielt den ihren fest, sekundenlang, nur sekundenlang, aber diese Sekunden hatten genügt, ihm zu zeigen, daß sie ihn erkannte. Ruhig wandte er sich Anna zu — und so schnell hatte sich das alles abgespielt, daß es selbst dieser scharfen Beobachterin entgangen war.

„Bitte, willst Du mich Deiner Schwägerin vorstellen?“
fragte Caillein.

„Aber gewiß, gerne, komm nur.“

Er bot ihr den Arm, und sie schritten gerade auf Junge von Fernis zu; der Weg bis dahin wurde ihnen oft versperrt durch Begrüßungen und Händeschütteln, dem Markus nur widerstrebend stand hielt. Endlich hatten sie sie erreicht.

„Liebe Junge, ich möchte dir unseren Vetter vorstellen, Graf Markus Caillein — der Name wird dir ja bekannt sein.“
sagte Anna.